

Irmgard Maya Fassmann, *Jüdinnen in der deutschen Frauenbewegung 1865–1919*, Georg Olms Verlag, Hildesheim etc. 1996, 388 S., geb., 78 DM.

Zu den Protagonistinnen der interkonfessionellen Frauenbewegung des Kaiserreichs gehörten viele Jüdinnen; gemessen an ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung waren sie sogar in überdurchschnittlich hoher Zahl vertreten. Nun war es sicher kein Zufall, daß sich Jüdinnen in so starkem Maße von dieser sozialen Bewegung angezogen fühlten, ebensowenig wie der hohe Anteil jüdischer Protagonisten in der Arbeiterbewegung und bei den Linksliberalen Zufall war. Fassmanns Studie ist die erste, die die biographischen Hintergründe und die Art der Tätigkeit von Jüdinnen in der Frauenbewegung untersucht. Neben den Gründen für ihr Engagement und den von ihnen unterstützten Zielen interessiert sich die Autorin insbesondere auch für das Verhältnis zwischen jüdischen und nichtjüdischen Frauenrechtlerinnen. Um den Fragestellungen gerecht werden zu können, hat sich Fassmann auf eine biographische Analyse von neun Frauenrechtlerinnen konzentriert. Auf einer breiten Grundlage unveröffentlichter und veröffentlichter Quellen, wie beispielsweise den Publikationen der neun Frauen, untersucht sie die prägenden Einflüsse in deren Kindheit und Jugend, stellt ihre Positionen zur »Frauenfrage« dar und rekonstruiert das Engagement in den Frauenvereinen.

Das erste Kapitel ist den Schriftstellerinnen Fanny Lewald (1811–1889), Jenny Hirsch (1829–1902) und Hedwig Dohm (1831–1919) gewidmet. Selbst nicht in Organisationen eingebunden, gehörten sie zu den intellektuellen Wegbereiterinnen der Frauenbewegung. Soziale Fürsorge hatte in der jüdischen Gemeinschaft einen hohen Stellenwert und die ehrenamtliche Mitarbeit in einem philanthropischen Verein war als außerhäusliche Tätigkeit bürgerlicher Frauen wohl gelitten, insbesondere dann, wenn sich dessen Zielsetzung mit dem »natürlichen Beruf« der Frau als Mutter verknüpfen ließ. Die »Fröbelanhängerinnen« Johanna Goldschmidt (1806–1884), Henriette Goldschmidt (1825–1920) und Lina Morgenstern (1830–1909), die in einem weiteren Kapitel vorgestellt werden, nutzten das, um den weiblichen Handlungsspielraum zu erweitern. Sie folgten den pädagogischen Ideen Fröbels, weil sie in seinem Konzept des Volksskindergartens eine Möglichkeit sahen, soziale und konfessionelle Schranken durch Erziehung zu überwinden. J. Goldschmidt und H. Goldschmidt bauten auf dieser Grundlage Institutionen einer erweiterten Mädchenbildung auf, während L. Morgenstern Projekte wie den Berliner Hausfrauenverein initiierte. Alle drei waren durch Mitgliedschaften im ADF bzw. im Lette-Verein der organisierten Frauenbewegung verbunden. Ein drittes Kapitel ist drei Protagonistinnen gewidmet, deren Weg in die organisierte Frauenbewegung über die soziale Arbeit bzw. die Sozialpolitik führte: Jeanette Schwerin (1852–1899), Alice Salomon (1872–1948) und Henriette Fürth (1861–1938). Aus den neun biographischen Einzeldarstellungen ergeben sich viele interessante Ergebnisse, die hier aufgrund des fehlenden Platzes nicht im einzelnen referiert werden können. Bei aller Unterschiedlichkeit der vorgestellten Persönlichkeiten stellt Fassmann einige Gemeinsamkeiten fest: Sie kamen meist aus wohlhabenden, assimilierten Elternhäusern und hatten trotz der beschränkten Bildungsangebote für Mädchen Möglichkeiten gehabt, ihre geistigen Interessen zu fördern. Andererseits war die Kehrseite der Assimilation oftmals ein Zwang zur Überanpassung an bürgerliche Normen. Eine Ausbildung oder gar Erwerbstätigkeit z. B. als Lehrerin – viele der nichtjüdischen Protagonistinnen der Frauenbewegung waren Lehrerinnen oder hatten zumindest diese Ausbildung im Anschluß an die höhere Mädchenschule absolviert – kam hier noch weniger in Frage als gemeinhin in nichtjüdischen (mittel-)bürgerlichen Kreisen. Ein Ausweg war die ehrenamtliche Tätigkeit in der sozialen Arbeit. Jüdische Frauenrechtlerinnen seien, so Fassmann, in erster Linie für verbesserte Bildungs- und Erwerbsmöglichkeiten und weniger für das Frauenwahlrecht eingetreten.

So interessant und nachvollziehbar die Ergebnisse der biographischen Analyse und die Portraits der Protagonistinnen im einzelnen sind, was die Interpretation des Verhältnisses zwischen jüdischen und nichtjüdischen Frauen angeht, scheint mir manche Bewertung zu sehr durch eine vorgefaßte Meinung geprägt. Bei der Lektüre drängt sich zunehmend der Eindruck auf, daß es der Autorin vor allem darauf ankam, das Trennende zwischen den Frauen nachzuweisen. Damit will ich nicht behaupten, daß die historischen Fakten zu beschönigen, Diskriminierungen zu leugnen seien. Wie der Vorstand des »Bundes Deutscher Frauenvereine« Alice Salomon behandelte, wie er auf die antisemitischen Stimmungen in seinen Reihen Rücksicht nahm, war beschämend. Aber gelegentlich ist die Interpretation schwerlich mit den durch Quellen belegbaren Fakten in Einklang zu bringen. Die auf das Trennende gerichtete Wahrnehmung führt z. B. im Falle von Henriette Fürth zu der Behauptung, es habe ihr fern gelegen, »bewußt Integration innerhalb eines interkonfessionellen Vereinslebens zu suchen. Soweit aus ihrem Briefwechsel, aus ihrer Vortragstätigkeit und ihren Aufsätzen ersichtlich, verkehrte sie nahezu ausschließlich in jüdischem Milieu« (S. 286). Das stimmt jedoch nicht. Fürth war in vielen interkonfessionellen Organisationen Mitglied, teilweise im Vorstand wie z. B. im Beirat des Frankfurter »Bundes für Mutterschutz«. Doch sie war vor allem publizistisch tätig, keineswegs nur im »jüdischen Milieu«, wie die Bandbreite der Publikationsorgane zeigt, und kaum in die soziale Arbeit der Selbsthilfe-Projekte der Frauenbewegung involviert. Fassmann geht ausführlich auf Fürths Engagement in der »Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten« ein. Zählt sie diese nicht zu den interkonfessionellen Vereinen? Hier wie auch in anderen Organisationen, denen Fürth angehörte, waren viele Juden und Jüdinnen aktiv. Ihr großes Engagement ist das charakteristische Merkmal der Organisationen der bürgerlichen Sozialreform wie der Frauenbewegung in Frankfurt. Gehören sie aus diesem Grund ausschließlich zum »jüdischen Milieu« oder ist nicht gerade die Interkonfessionalität kennzeichnend für einen großen Teil der gesellschaftlichen Reformbewegung? In diesen Kreisen scheint es von sekundärer Bedeutung gewesen zu sein, ob jemand jüdisch oder nicht-jüdisch war. Werden hier nicht im nachhinein durch derartige Kategorisierungen Grenzen aufgerichtet?

Auch im Konflikt zwischen Henriette Fürth und Helene Stöcker im »Bund für Mutterschutz« – auch dies eine von Männern und Frauen jüdischer Herkunft geprägte Institution – scheint für Fassmann eine Spur des Gegensatzes Jüdin-Nichtjüdin nicht ausgeschlossen. Obgleich sie ausdrücklich schreibt, daß der Konflikt zwischen beiden sachlich begründet gewesen sei und nicht auf eine antisemitische Einstellung Stöckers zurückgeführt werden könne, behauptet sie: »Nicht unangenehm war es ihr [Fürth – C. K.], daß sie sich in dieser Haltung von anderen jüdischen Persönlichkeiten, von Prof. Flesch und Adele Schreiber, bestätigt sah« (S. 286). Durch Quellen zu belegen ist meines Wissens nur, daß Flesch und Schreiber auf Seiten Fürths standen, nicht wie Fürth das empfand. Warum also die Vermutung eines solchen Gegensatzes erst aufkommen lassen?

Die Autorin wird sehr vage bei dem Versuch, den Anteil jüdischer Frauenrechtlerinnen an der Frauenbewegung quantitativ zu erfassen. Sie spricht mal von 60, mal von 40–60 Protagonistinnen, die Führungspositionen in den nationalen Frauenverbänden wie dem ADF, dem Lette-Verein und dem BDF innehatten. Von diesen Frauen waren nach Fassmann 20 jüdischer Abstammung (S. 292). Doch eine Durchsicht des ausführlichen Anhangs mit biographischen Kurzportraits ergibt, daß das Auswahlkriterium für ihr Sample sehr beliebig ist und sich nicht auf die »Funktionärinnen« der Frauenverbände beschränkt. So wird die ungarische Feministin Rosika Schwimmer dazugerechnet, nicht aber die Österreicherin Rosa Mayreder. Auf keine von beiden träfe das Kriterium »Führungsposition in nationalen Frauenverbänden« zu. Auch nicht auf Ruth Bré, die eine Randfigur war, aber hier zu den Wortführerinnen gerechnet wird. Im

Unterschied zu Anna Edinger und Anna Pappritz, die Fassmann beide ausschließt. Edinger war immerhin zehn Jahre Schatzmeisterin des BDF und Anna Pappritz führend in der Sittlichkeitsbewegung tätig, um nur einige Beispiele zu nennen.

Die Frage ist freilich, ob es tatsächlich auf das quantitative Verhältnis ankommt oder ob nicht die qualitative Analyse des Beitrags einiger Jüdinnen das viel Entscheidendere ist, um ihre Bedeutung für die Geschichte der Frauenbewegung zu würdigen. Und darin liegt ja das Verdienst von Fassmanns Studie. Doch wenn mit Zahlen argumentiert wird, sollten sie auf einer eindeutigen Grundlage ermittelt werden, um nachvollziehbar und überzeugend zu sein.

*Christina Klausmann, Frankfurt/Main*

Michael Berkowitz, *Zionist Culture and West European Jewry before the First World War*, The University of North Carolina Press, Chapel Hill etc. 1996, 280 S., brosch., 16,95 \$.

Drei Jahre nach seinem ersten Erscheinen liegt Michael Berkowitz' Buch über die ersten Jahre des Zionismus nun auch als preiswerte Paperback-Ausgabe vor. Ziel des Autors, der an der Ohio State University Geschichte unterrichtet, war es vor allem, die Besonderheiten der zionistischen Bewegung für die Phase zwischen dem Ersten Zionistenkongress (1897) und dem Ersten Weltkrieg aufzuzeigen. Den Zionismus selbst stellt Berkowitz als eine »kulturelle Erfindung« assimilierter Juden in Westeuropa dar. Immer wieder scheint hinter der Darstellung die alles entscheidende Frage auf: Was bedeutet es, als Jude in der modernen Welt zu leben? Die von ihnen befürwortete Forderung nach einer jüdischen Heimstatt führte im konkreten Leben vieler Zionisten keineswegs zur Auswanderung nach Palästina, getreu dem bekannten Witz, daß ein Zionist ein Jude ist, der einen anderen Juden um Geld bittet, damit ein dritter nach Palästina gehen kann. In seiner glänzend geschriebenen Studie, die anders als der Titel es vermuten läßt, vor allem das deutschsprachige Judentum berücksichtigt, macht Michael Berkowitz den ehrgeizigen Versuch, den Zionismus als ein kulturelles Phänomen zu begreifen und zu ergründen, warum der jüdische Nationalismus gerade von den assimilierten Juden angenommen wurde, nicht aber von den armen, unterdrückten Juden Osteuropas.

Der Erfolg der »zionistischen Kultur« hat seine Ursachen nach Berkowitz vor allem darin, daß er den assimilierten Juden half, zwei unversöhnlich erscheinende Lebensweisen zu vereinen: sich als ein Teil der Kultur des Landes zu fühlen, dessen Bürger sie waren, und sich zugleich ihres Judentums bewußt zu sein. Wichtig für den kulturellen Zionismus, der eben nicht automatisch zur Auswanderung führen mußte, waren vor allem die Wiedergeburt der hebräischen Sprache und deren Verwendung für nicht-liturgische Zwecke sowie die Betonung eines »muskulösen Zionismus«, der den Gettojuden vergessen machen wollte und einen »neuen Menschen« forderte. Klar und folgerichtig erläutert Berkowitz in sieben lesenswerten Kapiteln, warum zum einen die protozionistischen Werke z. B. von Zvi Hirsch Kalischer, Moses Hess oder Peretz Smolenskin in den 1860er Jahren auf wenig Interesse stießen, und warum andererseits weder der Aufstieg des politischen Antisemitismus noch die russischen Pogrome von 1881 unmittelbar zum Entstehen einer zionistischen Bewegung führen konnten. Seine streckenweise originellen Ideen illustriert Michael Berkowitz an Hand zahlreicher zeitgenössischer Fotos, Postkarten, Plakate und Portraits. Eine ausführliche Bibliographie sowie ein sorgfältiges Register beschließen das Buch, dem eine Übersetzung in die deutsche Sprache zu wünschen wäre.

*Ina Lorenz, Hamburg*